

Frank Goyke

DOPPEL- MORD

Fritz Reuters
erster Fall



OSTSEEKRIMI

Frank Goyke

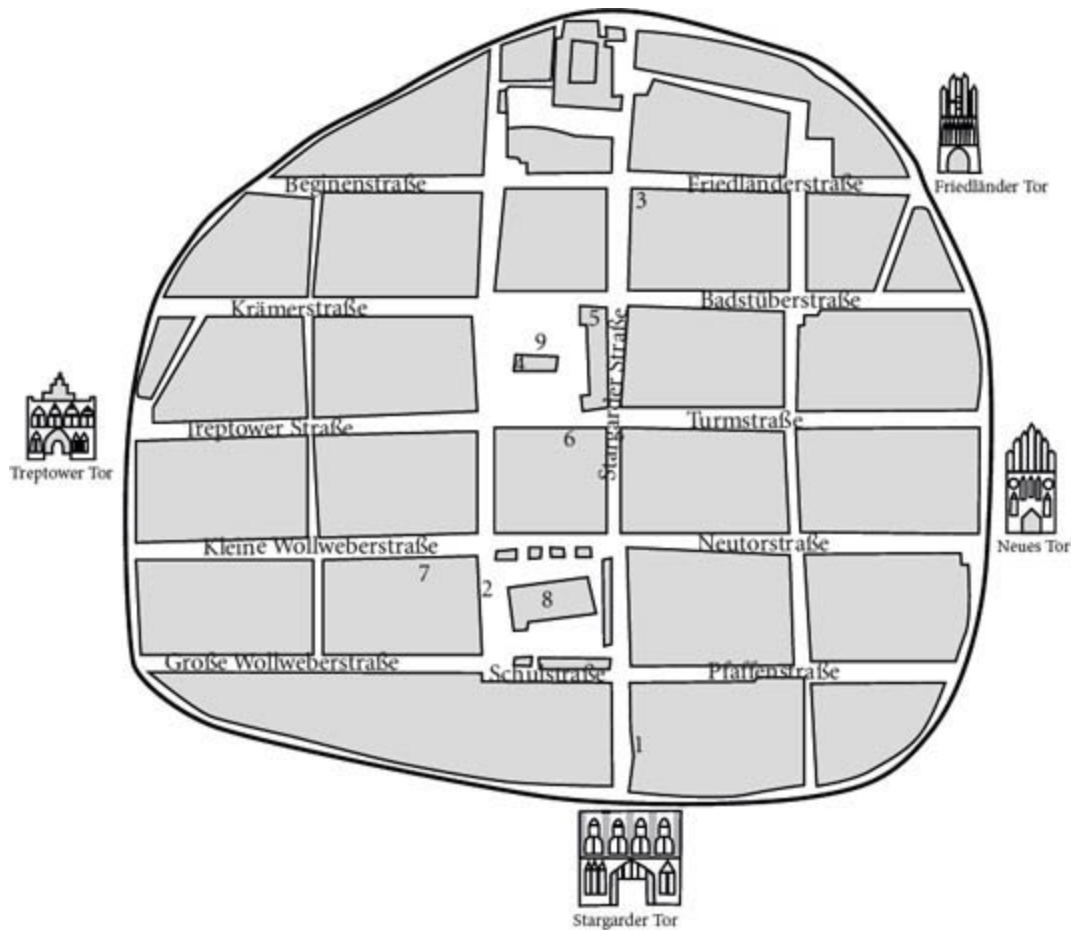
DOPPELMORD

Fritz Reuters

erster Fall


HINSTORFF

Stadtkarte Neubrandenburg um 1860



- 1 Fürstenkeller
- 2 Wohnhaus Fritz Reuter
- 3 Photographisches Studio Bahr
- 4 Rathaus
- 5 Großherzogliches Palais
- 6 Apotheke Siemerling
- 7 Stellmacher Kilian
- 8 Marienkirche

9 Markt

Für *Ina Strübing*
(1961–2014)
langjährige Mitarbeiterin des
Hinstorff Verlages in Rostock

Inhalt

Stadtkarte Neubrandenburg um 1860

Erstes Kapitel

Sonntag, 12. April 1857

Zweites Kapitel

Montag, 13. April 1857

Drittes Kapitel

Dienstag, 14. April 1857

Viertes Kapitel

Mittwoch, 15. April 1857

Fünftes Kapitel

Donnerstag, 16. April 1857

Sechstes Kapitel

Donnerstag, 16. April 1857, nachts

Siebentes Kapitel

Freitag, 17. April 1857

Achtes Kapitel

Donnerstag, 23. April 1857

Mecklenburg-Strelitz

Verzeichnis der wichtigsten existierenden und *fiktiven* Personen des Romans

Glossar

Impressum

Erstes Kapitel

Sonntag, 12. April 1857

Die Reflexe des Sonnenlichts zitterten leicht auf der Oberfläche der durchscheinenden Flüssigkeit, die einen grünlich-goldenen Schimmer hatte. ›Sie zittern nicht auf der Oberfläche der Mosel, sondern des Mosels‹, dachte amüsiert der Mann, der sein Weinglas betrachtete. Der Mann war ein Dichter, die Niederschrift solcher Gedanken gehörte zu seinem Geschäft. Moselwein zu trinken, war sein Vergnügen, besonders während der Rast auf einem Osterspaziergang, den er mit Freunden unternommen hatte.

Fritz Reuter hob zuerst das Glas und dann den Blick. Ihm gegenüber saß der Apotheker Viktor Siemerling, vor sich einen Seidel mit in Mecklenburg gebrautem bayerischem Bier – oder sollte man besser sagen: Nach bayerischer Art gebrautes Mecklenburger? Reuters Vater kam das Verdienst zu, diese Brauart nicht nur in Stavenhagen, sondern für das ganze Land eingeführt zu haben, und unter all seinen Meriten war es zweifellos jene, mit der er sich einen Anspruch auf Unsterblichkeit erworben hatte. Bier war kein Göttertrunk, aber dem Landmann war es lieb und teuer. Was nicht bedeutete, dass nicht auch angesehene Bürgersleute und Rittergutsbesitzer mit Sitz und Stimme im Landtag dem Gerstensaft zusprachen; das nachgerade Gegenteil war der Fall.

Siemerling langte nach dem Seidel. Der neben ihm sitzende Wilhelm Bahr, Stargarder von Geburt, folgte dem Beispiel. Gemeinsam prosteten sie Reuter zu, der ihnen seinerseits ein Wohlsein entbot. Bahr war Maler und Fotograf, der erste, der sich in Neu-Brandenburg niedergelassen hatte, vor Jahren schon. Reuter selbst lebte erst seit einem Jahr in der größten Stadt

des kleinen Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, war um Ostern 1856 von Treptow an der Tollense hergezogen. Das war mit einigem Papierkram verbunden gewesen. Ein preußischer Staatsbürger hatte das Land gewechselt, denn Treptow gehörte als vorpommersche Stadt zu Preußen. ›Wenn das alles nicht so traurig und wenn man im tiefsten Herzen nicht Patriot wäre, müsste man sich wohl wünschen, der liebe Gott möge die deutschen Lande und Ländchen von der Weltkarte lachen ...‹

Auf den Gesichtern von Reuters Freunden tänzelten die Schatten, die von den Blättern der großen Eichen stammten, welche ein kaum wahrnehmbarer Windhauch bewegte. Das Gartenlokal des Gasthofes Zum Weißen Hirsch in Stargard war bis auf den letzten Platz besetzt, denn nicht nur der Ostersonntag lockte die Menschen aus ihren Stuben, es war auch das schöne Wetter. Für Reuter kamen noch zwei Gründe dazu, eine Wanderung zu wagen: Sein einjähriger Aufenthalt in Neu-Brandenburg, der gebührend gefeiert werden musste, und der Umstand, dass der Wirt des Weißen Hirsches einen guten Moselwein ausschenkte, was in dieser Gegend keineswegs selbstverständlich war.

Reuter beehrte Nachschub und wollte gerade den Arm heben, um eines der Schankmädchen auf sich aufmerksam zu machen, als er jemanden an einem Nachbartisch fragen hörte: »Was will denn der Saupreuß' hier?«

Für ein, zwei Lidschläge bezog Reuter die Frage auf sich, aber es war unmöglich, dass der unbekannte Ausflügler wusste, dass er – von Geburt ein Mecklenburg-Schweriner – aus Preußen übergesiedelt war. Dann sah er, wem die wenig schmeichelhafte Frage gegolten hatte: Am Rande der mit Tischen und Gartenstühlen bestandenen Fläche hatten sich zwei Männer erhoben, die Ausgehuniform trugen. Normalerweise war das kein Grund für eine derartige Unmutsäußerung, schließlich hätte es sich ja auch um Distrikthusaren oder um Gendarmen handeln können, die in erster Linie bei den Ganoven unbeliebt waren. Der Mann am Nebentisch sah nicht wie ein solcher aus. Er trug ein mittelbraunes Sakko, ein helles Hemd mit umgeschlagenem Kragen sowie ein Halstuch und balancierte eine runde Brille mit dünnem Rahmen auf der Nase. ›Obwohl‹, dachte Reuter, ›er könnte natürlich ein Advokat sein, und vom Advokaten zum Ganoven ist es kein großer Schritt.‹

Die beiden Männer trugen keine Uniformen Mecklenburg-Strelitzscher Provenienz, sondern eindeutig preußisches Tuch, durch das sie als Rittmeister und Gefreiter der Kavallerie zu erkennen waren. Der Offizier war eine durchaus stattliche Person, jung, vielleicht dreißig, und recht groß gewachsen; den Subalternen an seiner Seite überragte er um Haupteslänge. Er schien unbewaffnet zu sein, vielleicht, weil auch er einen Sonntagsausflug machte, für den es sich nicht schickte, einen Dolch oder gar den unpraktischen Kavalleriesäbel mit sich herumzutragen. Was die beiden preußischen Militärs in das Großherzogtum verschlagen hatte, war ihnen natürlich nicht anzusehen. Hatte der Preußenkönig sie geschickt, um seinen Verwandten, den Großherzog Georg für irgendeine gemeinsame Sache zu gewinnen? Denn Serenissimus waren zwar der Onkel von Friedrich Wilhelm IV., aber von übergroßer Liebe konnte man kaum sprechen. Für Georgs Geschmack gab es bei den Borussen zu viel neumodischen Kram, den er in seinem mikroskopisch kleinen Land nicht haben wollte, zu viel »Reformerei« und »Abgeordnetenhausieren«, was er so gar nicht verknusen konnte. Nur, einen Rittmeister würde man wohl kaum mit einer militärisch-diplomatischen Mission betrauen ...

Der Rittmeister und sein Begleiter zogen, während sie sich durch den Garten mit den Sitzmöbeln und den Ausflüglern schlängelten, keineswegs nur feindselige Blicke auf sich. Dass die jungen Mädchen sie ebenso verstohlen wie interessiert anschauten, war wenig überraschend, schließlich ließen sie sich von fast jeder Uniform blenden. Aber es gab auch ältere Frauen, die ihnen ihr Wohlwollen durch ein Lächeln bekundeten. Wenn man die gutbürgerlichen Bäuche ihrer Ehemänner betrachtete, verstand man sehr wohl ihre Aufmerksamkeit für den schlanken und ranken Offizier. Unter den Männern reiferer Semester hingegen mochte die Erinnerung an die Befreiungskriege, die zugleich eine Erinnerung an die Jugendzeit war, dahin wirken, dass sie keine antipreußischen Ressentiments zuließen. Immerhin hatten sie an der Seite Preußens gekämpft oder kannten jemanden, der es getan hatte. Die Befreiungskriege waren inzwischen eine allgemeine Erinnerung von Leuten, die nicht an ihnen teilgenommen hatten. Sie wussten auch am besten über sie Bescheid, genau wie Menschen, die

niemals in der Politik tätig gewesen waren, genau wussten, wie man Politik zu machen hatte.

Der Gefreite hakte die Gartenpforte auf und ließ seinem Vorgesetzten den Vortritt. Reuter hatte einem Schankmädchen gewinkt und orderte noch ein Glas Mosel. Den beiden Biertrinkern warf er einen fragenden Blick zu, doch sie schüttelten den Kopf. Außer dem Mann, der den Ausdruck »Saupreuß'« benutzt hatte, sah man hie und da in den Gesichtern, dass mancher dieses Wort zumindest dachte. Laut wurde es nicht wieder, und dann waren der Rittmeister und der Gefreite auch schon fort.

Reuter wollte die Freunde nicht zu lang warten lassen, also leerte er das Glas in Windeseile und zahlte dann. Seine Freunde lud er ein, auch wenn dies einen gewissen Unmut bei seiner Frau Louise hervorrufen würde. Jede zusätzliche oder in ihren Augen unnötige Ausgabe schmerzte sie, und zwar zurecht. Nicht, dass sie am Hungertuche nagten, doch üppig war ihr Portemonnaie auch nicht gefüllt. Aber es gab nur einen Ostersonntag im Jahr, da durfte man schon einmal in die Spendierhosen schlüpfen!

Fritz Reuter steckte das Wechselgeld ein. Wilhelm Bahr reckte und streckte sich, Viktor Siemerling griff nach dem Wanderstock und befließigte sich fremder Zunge, indem er fragte: »On y va?«

»De Herr Apteiker is aber man wedder vörnehm«, meinte Bahr grinsend.

»Sind«, korrigierte Siemerling sofort. »Der Herr Apotheker sind vornehm!« Und er wiederholte: »On y va?«

»Jo«, sagte Reuter und stand auf. »Stoßen wir nicht mehr an, sondern ins Horn: On y va – torück nah Nigen-Bramborg!«

Zurück nach Neu-Brandenburg benutzten die drei Männer den gleichen Weg, auf dem sie nach Stargard gekommen waren. Er führte durchs Lindetal. Die Linde hatte wohl einmal auch Stargard geheißen, so wie die Stadt mit der Burg. Sie war mehr Bach als Fluss und mäanderte von ihrer Quelle nahe den Helpter Bergen bis zur Mündung in den Tollensesee durch Strelitzer Land. Beschwingt vom Sonnenlicht und vom Wein, schritt Reuter weit voraus. Siemerling und Bahr folgten. Sie unterhielten sich leise, als

würde ein lautes Wort den Vogelgesang stören. An Reuters Ohr drang nur Gemurmel dieser Unterhaltung.

Als der Weg wieder einmal eine Biegung nahm, gesellte sich Siemerling zu Reuter. Anscheinend hatte der Apotheker etwas auf dem Herzen, und nach einer Weile begann er zu sprechen: »Hast du die neue Revue de Paris schon gelesen?«

Reuter schüttelte den Kopf. Als Mann von Welt und Bildung hatte Siemerling das französische Blatt abonniert, das allerdings erst mit wochenlanger Verzögerung in Neu-Brandenburg eintraf. Zuerst las er es selbst, dann machte es im Freundeskreis die Runde, um schließlich, schon etwas zerfleddert und mit Eselsohren, bei den Reuters zu landen. Louise las es gern und meinte, die Lektüre halte ihr Französisch flüssig. Das war nicht ganz unwichtig, trug sie doch nicht nur mit Klavier-, sondern auch mit Französischunterricht zum Lebensunterhalt bei. Reuters Französisch, die Sprache der früheren Besitzer, war nicht das Beste. Er hatte sich zwar Anfang der Fünfzigerjahre als Turn- und Fremdsprachenlehrer in Treptow an der Tollense niedergelassen, aber er musste zugeben, dass seine Sprachstunden wohl eher langweilig für die Schüler gewesen waren, hatte er doch nur Lehrbuchwissen weitergegeben. Reuter verschwieg es Freund Siemerling, dass er in der Revue de Paris, wenn er sie überhaupt in die Hand nahm, nur blätterte.

»Es steht etwas über einen deiner Genossen drin«, sagte der Apotheker, der sich im Übrigen auch als Großkaufmann und Bankier betätigte und Reuter schon des öfteren aus einer finanziellen Klemme geholfen hatte.

Reuter legte die Stirn in Falten: »Einen Genossen? Was meinen der gnädige Herr Apteiker? Einen Erzdemagogen und Demokraten oder sogar jemanden aus den unseligen Burschenschaftszeiten?«

Die Bäume gaben den Blick frei auf eine große Wiese, auf der unter der Aufsicht eines barfüßigen Hütejungen ein paar Kühe grasten. Der Junge nahm seine Aufgabe eher auf die leichte Schulter, oder er kannte das Hornvieh gut genug und wusste, dass es der Aufsicht nicht bedurfte. Er lag, einen Grashalm kauend, auf dem Rücken; ein Anblick, der Reuter unwillkürlich an »Des Knaben Wunderhorn« erinnerte.

»Der gnädige Herr Apteiker meinen einen Schriftsteller«, erklärte Siemerling. Wilhelm Bahr, der nach wie vor ein paar Schritte hinter ihnen ging, hatte leise zu pfeifen begonnen, eine Melodie, die er sich wohl ausdachte, die zumindest Reuter unbekannt war. »Einen Pariser Schriftsteller natürlich ... namens ... etwas mit Floh ...«

Reuter verlangsamte den Schritt und schaute seinen Freund von der Seite an. Siemerling schüttelte den Kopf, weil ihm der Name nicht einfiel. »Es war ein Debütroman, den dieser Schriftsteller ... ah ja: Flaubert! Gustave Flaubert!« Er schlug sich an die Stirn. »Dessen Roman ›Madame Bovary‹ war doch im letzten Herbst in der Revue de Paris veröffentlicht worden. Erinnerst du dich nicht?«

Doch, Reuter erinnerte sich. Er hatte auch den einen und anderen Absatz überflogen, sich aber weiter nicht mit dem Romanwerk befasst – inquisitorischen Fragen zu dessen Inhalt war er nicht gewachsen. Aber Viktor stellte solche Fragen nicht, er gab sogar zu, den Roman selbst nicht gelesen zu haben; umso mehr hatte er sich mit dem Skandal beschäftigt, den dieser offenbar ausgelöst hatte.

»Stell dir vor, die Staatsanwaltschaft hat vor dem Pariser Gerichtshof Anklage gegen den Herausgeber, den Drucker und gegen diesen Flaubert erhoben«, berichtete er. »Der Vorwurf lautete, gegen die öffentliche und religiöse Moral und gegen die guten Sitten verstoßen zu haben.«

»Das Paris des dritten Napoleon ist eben auch kein Paradies«, meinte Reuter und kalauerte, »Kein Paris-Paradies.«

»Wo gibt's schon Paradiese«, seufzte Wilhelm Bahr, der nähergekommen war und gelauscht hatte.

Siemerling fuhr fort: »Allerdings waren die Vorwürfe des Staatsanwaltes wohl dermaßen absurd, dass die Angeklagten freigesprochen werden mussten.«

Reuter nickte vor sich hin. Die Wiese mit den Kühen lag hinter ihnen, die Linde floss nun durchs Mühlenholz. Wie der Name unschwer erkennen ließ, trieb der Bach hier insgesamt fünf Mühlen an, deren erste bald auftauchen musste. Es war die Papiermühle des »Juden Davidson«, wie man immer noch sagte, obwohl bereits der Vater des jetzigen Besitzers zum Christentum übergetreten war. Vielleicht eine Achtelmeile weiter nördlich

und somit näher an der Stadt Neu-Brandenburg lag eine weitere Papiermühle, die sich im Besitz der Familie Krüger befand; wie man hörte, war der alte Papiermüller schwerkrank, sodass es nur noch eine Frage von Wochen sein sollte, bis der Sohn sie übernehmen musste. Die »Hinterste Mühle«, wie sie von den Ansässigen landläufig genannt wurde, war von Neu-Brandenburg aus schon nach einem kurzen Fußmarsch vom Stargarder Tor zu erreichen. Auf dem Weg waren noch die Lohmühle unmittelbar vor dem Stadttor und die Heidmühle zu passieren. Der Hintersten Mühle galt Reuters besondere Sympathie. Hier wurde keine Papierfabrikation betrieben. Es handelte sich um eine dreigängige Getreide-, Schneide-, Öl-, Walk- und Lohmühle, »eine Mühle für fast alles«, wie er scherzhaft zu sagen pflegte. Vor allem jedoch gab es eine Gastwirtschaft, in der er gern einen Morgen- oder Abendschoppen nahm und manchmal auch ein paar um die Mittagszeit. Sie war sozusagen sein kleines »Hinter-Paradies«.

Die Linde machte einen weiteren Bogen, dann kam der durch ein Wehr aufgestaute Teich der »Judenmühle« in Sicht, wie sie auch mitunter genannt wurde. Hier verlief ungefähr die Grenze zwischen der Stargarder und der Neu-Brandenburger Feldmark.

»Nanu!«, rief Siemerling aus. Am rechten Ufer des Teiches, das auch die drei Wanderer in Kürze passieren würden, hatte sich eine Handvoll Leute versammelt. Sie bildeten einen Halbkreis um etwas, das auf einer grauen oder dunkelgrünen Plane auf dem Boden lag. Den Ausdruck in den Gesichtern der Leute konnte man aus der Ferne nicht erkennen, aber eine der Personen gestikulierte energisch und wies den Weg entlang sowohl in Neu-Brandenburger als auch in Stargarder Richtung. Es war der preußische Rittmeister, neben dem links sein Adjutant und rechts der Mühlenbesitzer standen. Letzteren kannte Reuter nur flüchtig. Daniel Davidson schüttelte abwechselnd den Kopf oder nickte. Seine Hand ruhte auf der Schulter eines Halbwüchsigen, der den Blick abgewandt hatte. Die übrigen Personen, nach der Kleidung zu urteilen Mägde und Knechte oder andere Bedienstete, hielten ihre Köpfe gesenkt.

Fritz Reuter, Viktor Siemerling und Wilhelm Bahr gingen langsam und schweigend näher. Die Haltung der Leute deutete darauf hin, dass etwas Unerfreuliches geschehen war. Zuerst war die befehlsgewohnte und etwas

schneidende Stimme des Rittmeisters zu vernehmen. Er schien seinem Adjutanten eine Anweisung zu erteilen, deren Wortlaut Reuter allerdings entging. Der Adjutant machte sich daraufhin, vorbei an Reuter, Siemerling und Bahr, die er nur eines kurzen Blickes bedachte, auf den Weg. Die eingeschlagene Richtung machte klar, dass der Rittmeister ihn nach Stargard geschickt hatte. Schließlich war auch das »Zügig, zügig!« seines Vorgesetzten zu vernehmen, was den ohnehin eilenden Adjutanten seinen Schritt abermals beschleunigen ließ. In diesem Tempo würde er wohl für den Weg nicht einmal eine halbe Stunde benötigen.

Nicht nur der Rittmeister schaute dem Adjutanten hinterher, auch Daniel Davidson tat es sowie noch ein weiterer Mann, der sonntäglich gekleidet war, ein Sakko trug, einen weichen Filzhut sowie eine recht farbenfrohe Krawatte. Der Rittmeister bäugte die Neuankömmlinge ziemlich kritisch, so als befürchte er von ihnen irgendein Ungemach. Davidson erkannte Reuter und seine Begleiter und nickte ihnen zu, bevor er sich an den Offizier wandte und ihm etwas mitteilte. Die anderen Anwesenden wirkten nach wie vor wie erstarrt.

Als Reuter sich auf die Länge von etwa fünf, sechs Schritten genähert hatte, erkannte er, was sie so erschütterte: Auf der grauen Plane lag ein nacktes Kind. Es war ein Neugeborenes, höchstens ein paar Tage alt, und es war ein Junge.

Reuter blieb sofort stehen. Der leichte Rausch und das beschwingte Gefühl waren verschwunden. Stattdessen stellte sich sofort ein Druck in der Magengegend ein, eine leichte Übelkeit und ein steigender Puls.

»Um Gotteswillen!«, stöhnte Wilhelm Bahr, der links von Reuter stehen geblieben war. Siemerling hielt sich hinter ihnen auf, aber Reuter hörte seinen heftigen Atem.

Bei einer der Frauen, wohl einer Magd, löste sich die Erstarrung. Ein Zittern fuhr durch ihre Glieder, sie schluchzte laut auf, dann rannte sie los. Sie lief über die Uferwiese auf das Wohngebäude neben der Mühle zu, verlor dabei die Pantinen, achtete aber nicht darauf. Sie wollte nur fort. Eine Tür schlug zu, dann wurde die Stille förmlich spürbar. Nicht einmal die Vögel waren zu hören, obwohl die Sonne noch so hoch stand, dass sie sich keineswegs zur Ruhe begeben haben konnten.

Reuter hielt sich selbst nicht für zimperlich, aber der Anblick des kleinen Wurms auf der Plane setzte ihm doch gewaltig zu. Trotzdem zwang er sich, genauer hinzuschauen. Er war Journalist und Schriftsteller, es war seine Pflicht, die Dinge gründlich in Augenschein zu nehmen und auch vor den bösesten und widerwärtigsten Umständen nicht zu kneifen – ›En tous cas«, konnte man wohl sagen.

Die Umstände hatten es in sich: Es bestand kein Zweifel, dass der Knabe tot war. Der Leib war schon aufgedunsen, und er war feucht, wie Reuter erst jetzt bemerkte. Hatte man das Kind aus dem Mühlenteich gezogen? Es sah ganz danach aus. Um das winzige rechte Bein war etwas gebunden, eine Schleife oder eher doch ... ein Hanfseil? Warum denn das? Lag hier ein Kindsmord vor? Der Junge war viel zu klein, es war ausgeschlossen, dass er durch einen Unfall in den Teich geraten war.

Aus den Augenwinkeln nahm Reuter wahr, dass es einen kurzen Wortwechsel zwischen Davidson und dem Rittmeister gab, woraufhin sich beide in Bewegung setzten und auf Reuter zukamen. Es hatte jedenfalls zunächst den Anschein, denn erst als sie ihn bereits mit ausgestreckten Armen hätten berühren können, wurde ihm klar, dass sie es auf Viktor Siemerling abgesehen hatten.

»Rittmeister von Ritzerow«, stellte sich der Offizier vor. »Leider lernen wir uns unter bedauerlichen Konstellationen kennen. Können Sie den ... ähm ... den Leichnam untersuchen?«

»Ich bin Apotheker, kein Arzt«, wies Siemerling das Ansinnen empört zurück. Seine Stimme klang aber doch sehr belegt, auch ihm ging der Tod des Knaben nahe. »Und um den Tod festzustellen, braucht es keinen Arzt. Das sieht man doch. Wichtiger wäre wohl, nach den Gendarmen zu schicken.«

»Schon geschehen«, sagte Davidson. »Der Herr Rittmeister waren sehr umsichtig und haben seinen Untergebenen nach Stargard gesandt, zur Behörde auf die Burg ...«

»An einem Sonntag?« Reuter runzelte die Stirn. »Und warum nach Stargard? Ist Neu-Brandenburg nicht näher?«

»Ich denke, es hält sich die Waage«, meinte der Mühlenbesitzer. »Da wir aber auf der Grenze der Feldmarken liegen ... der Herr Rittmeister

kennt sich mit unseren Amtsbezirken gut aus ...« Davidson warf einen eher skeptischen als bewundernden Seitenblick auf von Ritzerow. Der zuckte mit den Schultern.

»Ich meine, dass wir trotzdem einen Arzt holen sollten«, meldete sich Wilhelm Bahr zu Wort. »Für die ...«, er schluckte, »... die Leichenschau. Wenn Sie mir vielleicht ein Pferd zur Verfügung stellen würden?«, wandte er sich an Davidson. »Ich reite nach Neu-Brandenburg und versuche, Doktor Brückner aufzutreiben.«

Und so geschah es dann. Daniel Davidson winkte den Herrn mit dem sonntäglichen Filzhut herbei, von dem die Männer erfuhren, dass es sich um Papiermüllermeister Paul Börner handelte. Er war also der wichtigste Mann auf der Papiermühle. Er nahm Bahr unter die Fittiche und führte ihn zum Stall, während endlich ein barmherziger Knecht seine Jacke über das tote Neugeborene gebreitet hatte. Das Gesinde mochte sich aber nicht zerstreuen, denn irgendwie zog die Anwesenheit des Todes alle in seinen Bann. Manche setzten sich ins Gras, andere vertraten sich die Beine, ohne sich aber allzu weit vom Teich zu entfernen. Auch Siemerling suchte schließlich einen Platz zum Sitzen und fand ihn auf einem Baumstamm. Wieder fiel Reuter die Stille auf, und nun wurde ihm auch bewusst, dass weder das Wasser rauschte noch das Mühlrad klapperte – das Mahlwerk war abgeschaltet worden.

»Herr Rittmeister«, wandte er sich an von Ritzerow, »verzeihen Sie meine Neugierde, aber was verschafft unserem Land die Ehre Ihres Besuches? Sie tragen volle Montur, aber sie werden ja keine Soldaten ausheben wollen. Oder droht ein Krieg?«

»Nicht dass ich wüsste. Nein, ich hebe keine Soldaten aus, sondern Pferde.« Rittmeister von Ritzerow schaute sich um, vermutlich ebenfalls nach einer Gelegenheit zum Sitzen. Davidson bemerkte dies und rief nach zwei seiner Angestellten, Knechte vielleicht oder aber Papiermacher, die er »Hinnerk« und »Fritzing« nannte. Er trug ihnen auf, Stühle aus dem Haus zu holen und die Hausfrau zu bitten, für Erfrischungen zu sorgen.

»Meine Frau«, erklärte er, »ist nach dem Aufruhr sofort aus dem Haus gelaufen, aber als sie ... Wir haben ja selber Kinder ... Ob es wohl ein Mord ist?«

»Wie sieht's denn aus?«, fragte von Ritzerow.

»Wie ein Mord«, erwiderte Davidson mit gesenkter Stimme.

Frau Davidson hatte Limonade zubereitet und brachte sie selbst in einem großen Glasgefäß, in dem eine hölzerne Kelle steckte. Sie war sehr bleich. Ihr Mann wartete ab, bis sie wieder fort war, und begann zu berichten, was am Nachmittag geschehen war – ein Bericht, den er wohl noch viele Male würde wiederholen müssen.

Am Ostersonntag wurde auf der Papiermühle nicht gearbeitet, damit die Leute zum Gottesdienst nach Neu-Brandenburg gehen und sich am Nachmittag amüsieren konnten. Das Mahlwerk war also wegen des Festtages außer Betrieb und nicht wegen des Leichenfundes, wie Reuter es erwogen hatte. Das Besitzerehepaar und ihre Kinder waren kurz nach neun Uhr mit dem Wagen zur Marienkirche gefahren und nach der Predigt zurückgekehrt, weil sie den Papiermühlenbesitzer Lemelson aus Wanzka und dessen Familie zu einer österlichen Gasterei erwarteten; auch bei den Lemelsons handelte es sich um konvertierte Juden, mit denen man freundschaftlich verkehrte. Die anderen Mühlenleute, der Papiermüller Börner, die Papiermacher und die Lehrlinge sowie das Hofgesinde hatten nach dem Frühstück das Mühlengelände verlassen und waren ihrer Wege gezogen, wohin sie wollten. Bis auf die Mägde Marthe und Hannah hatten alle frei bekommen. Die beiden mussten Frau Davidson bei der Zubereitung der Mahlzeiten und beim Servieren zur Hand gehen.

Daniel Davidson deutete über den Teich auf zwei junge Frauen, die mit angezogenen Beinen ganz nah beieinander im Gras hockten; die linke der beiden war ziemlich drall, die rechte schlank wie eine Gerte. Er selbst, der Rittmeister, Siemerling und Reuter saßen inzwischen auf Korbstühlen. Ein Baumstumpf diente ihnen als Tisch. Auf ihm standen das Limonadengefäß und fünf Becher. Der übrige Becher wie auch der fünfte Stuhl waren für den Meister Börner bestimmt, der just von den Stallungen zurückkehrte. Wilhelm Bahr hatte man schon vor vier, fünf Minuten davonreiten sehen, viel zu schnell für die schlechten Wege, wie Reuter befunden hatte.

»Das sind sie«, erklärte Davidson, »Marthe Kliefoth und Hannah Jungblut. Sie gingen also meiner Frau zur Hand, bis Lemelson und seine

Familie sich verabschiedet hatten. Dann wollten sie eigentlich auf den Tanzboden nach Groß Nemerow, und das hatten sie sich ja auch verdient. Wann wird das gewesen sein? Vor einer Stunde?« Er zückte seine Taschenuhr und ließ den Deckel aufschnappen. »Ja, so gegen drei. Die ersten Angestellten kamen gerade zurück ... Sie ja auch, Börner«, sagte er zu seinem Müllermeister, der sich soeben in seinen Stuhl fallen ließ.

»Ich war noch auf dem Weg, als ich den Schrei hörte«, sagte er. »Ein Schrei, der mir durch Mark und Bein fuhr.« Er schüttelte sich, als ob er die Erinnerung an den Schrei loswerden wollte. »Ich kam vom Kirchgang aus Neu-Brandenburg«, erklärte er den übrigen Anwesenden. »Danach habe ich ein Glas Wein im Ratskeller genommen und mich auf den Rückweg gemacht, so wie ich es jeden Sonntag halte.«

»Allein?«, wollte Reuter aus reiner Neugierde wissen.

»Zuerst ja. Ich bin unverheiratet, hoffe jedoch, dass sich das bald ändert.« Börner lächelte versonnen, wurde aber, als er spürte, wie unangemessen dieses Lächeln war, sofort wieder ernst. »Ich traf dann auf Höhe der Hintersten Mühle unseren Hausknecht Harms mit seiner Tochter. Er ist Witwer. Dort steht er.« Der Müllermeister zeigte zu einem Baum in der Nähe des Stauwehrs, an dem ein Mann lehnte, der höchstens vierzig Jahre war. Zu seinen Füßen hockte ein junges Mädchen von vielleicht sechzehn, siebzehn Lenzen, das zu ihm aufschaute. Wie es aussah, sprachen sie miteinander. »Sie hatten in der Wirtschaft einen Imbiss eingenommen und wollten ebenfalls hierher, also legten wir den Weg gemeinsam zurück. Auch sie haben einen gewaltigen Schreck bekommen, als der Schrei ...« Börners Miene hatte einen Ausdruck von Erschütterung angenommen, und er atmete tief ein und aus.

»Welcher Schrei?«, wollte Viktor Siemerling wissen. Reuter spürte bei ihm eine gewisse Atemlosigkeit.

»Jetzt wissen wir, dass Hannah und Marthe geschrien haben.«

»Also waren es zwei Schreie«, bemerkte Rittmeister von Ritzerow.

»..., die wie ein Schrei klangen«, sagte Börner.

»Das kann ich bestätigen«, fügte Davidson an. »Meine Frau und ich haben es auch gehört. Martha und Hannah haben ...«, er verstummte für zwei, drei Lidschläge, musste dann noch einmal tief durchatmen, bevor er

fortfuhr: »Sie haben den kleinen Leichnam entdeckt, wie er auf dem Teich schwamm. Die Fäulnisgase ...« Er schüttelte den Kopf und ließ ihn sinken.

»Furchtbar«, meinte Börner. »Wer tut nur so etwas?«

Die Frage konnte ihm keiner beantworten. Für eine Weile kehrte Schweigen ein, welches Reuter schließlich brach: »Die beiden Mägde haben also das tote Kind gefunden?«

Davidson nickte. Er betrachtete seine Handflächen, als ob ihm die Linien irgendeinen Hinweis auf das Geschehene liefern könnten. Börner setzte seinen Bericht fort: »Wir stürzten alle herbei ... also Harms, seine Tochter und ich ... und aus dem Haus kamen Herr und Frau Davidson sowie deren großer Sohn. Gott, waren wir alle erschrocken!«

»Wohl wahr«, pflichtete ihm Davidson bei.

»Harms handelte am vernünftigsten. Unsereiner blieb wie angewurzelt stehen, er holte sofort den Rechen, mit dem er den Teich sauber hält; wir wollen ja nicht, dass Unrat ins Mühlrad gerät. Tja, mit dem Rechen hat er dann das Kind ans Ufer gezogen.« Er seufzte und verdrehte die Augen: »Armes Balg!«

»Hm«, machte der Rittmeister.

»Die Plane?«, fragte Reuter.

»Die brachte ich«, sagte Davidson. »Genauer gesagt, Philipp und ich holten sie. Meine Frau musste sofort kehrtmachen. Sie konnte den Anblick nicht ertragen.«

Davidson, der den Kopf längst wieder erhoben hatte, deutete mit dem linken Zeigefinger nach links. Aus Richtung Stargard näherte sich in zügigem Tempo ein offener Landauer, der von einem vornehm wirkenden Herrn gelenkt wurde. Es handelte sich offenbar um jemanden von der Stargarder Behörde, denn neben ihm saß der Adjutant des Rittmeisters. Der Herr trug einen hochgeschlossenen schwarzen Gehrock und darunter, nur als Andeutung erkennbar, ein blendend weißes Hemd sowie einen eng geschnürten schwarzen Binder um seinen dünnen, faltigen Hals. Reuter befürchtete, der arme Mann müsse jeden Moment ersticken. Auf seinem Haupt prangte stolz ein Zylinder, der natürlich ebenfalls schwarz war.

Daniel Davidson erhob sich. »Der Stargarder Oberlanddrost von Kamptz«, sagte er. Daraufhin standen auch Reuter, Siemerling, Börner und

selbst der Rittmeister auf: Dieser Herr, der die Fünfzig längst überschritten hatte, war immerhin ein Vertreter des Großherzogs! Da war es geraten, auf die Etikette zu achten. Reuter kannte den Oberlanddrost nicht persönlich. Er wusste, dass »Kamptz« der Name einer alten mecklenburgischen Adelsippe war, deren Stammbaum sich inzwischen in viele Linien und Äste verzweigt hatte, und die sich nicht immer grün waren. Der Urahn, Christoph Albrecht von Kamptz, hatte es immerhin zum Herzoglich Mecklenburg-Strelitzer Oberkammerherrn, Minister und Kammerpräsidenten gebracht, war aber wohl seit vierzig oder mehr Jahren tot. Ein weiterer aus der Ahnenreihe, Karl Christoph Albert von Kamptz, hatte vor einigen Jahren als Königlich Preußischer Geheimer Staats- und Justizminister das Zeitliche gesegnet. Mit diesem Herrn von Kamptz war Reuters Lebensweg sogar verknüpft. Der Herr Vater hatte sich während der Festungszeit des Sohnes Fritz an diese hochstehende Persönlichkeit gewandt, um für eine Freilassung des Sohnes aus der Haft zu bitten. Obwohl von Kamptz ein Mitglied der Ministerial-Kommission war, von der die Untersuchung gegen die sogenannten Demagogen geleitet wurde, hatte der Minister nichts ausrichten können oder vielleicht auch nicht wollen; nach und nach hatte sich während der Festungszeit in Reuter die Überzeugung gefestigt, der Mann sei nichts weiter als ein Heuchler. Wie es in dieser Hinsicht um den Oberlanddrost von Kamptz bestellt war, vermochte er nicht zu sagen. Der Mann wirkte auf den ersten Blick streng und unnahbar, aber das gehörte wohl zu seiner Stellung und seiner langen Titulatur.

Reuter seufzte innerlich: ›Was bin ich selbst? Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzer Oberplattdeutschdichterling?‹ Denn man war ja seit 1815 Großherzogtum, der Herr mit dem strengen Antlitz und dem kantigen Kinn, der soeben aus seinem Landauer gestiegen war, musste also Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzer Oberlanddrost zu Stargard sein und wer weiß, was noch: Kammerherr und Ehrenritter und was diese Leute so alles dafür wurden, dass sie möglichst wenig taten, was irgendeine Veränderung der Verhältnisse bewirkte. Sie folgten stets getreu dem Großherzoglichen Prinzip: »Alles muss bleiben, wie es ist, damit es besser werden kann.«

Auch der Adjutant sprang aus dem Wagen, während Daniel Davidson dem Oberlanddrost eilig entgegenschritt. Er ging dabei an Marthe und Hannah vorbei, zu denen er etwas sagte, woraufhin beide aufstanden. Auch dem Knecht Harms rief er etwas zu. Dieser löste den Rücken vom Baumstamm und stellte sich aufrecht. Papiermachermeister Börner folgte seinem Chef, auch Reuter, Siemerling und der Rittmeister schlossen sich an. Ohne Frage, sie wurden alle von der Neugierde getrieben. Dem konnte sich auch ein noch so tadelloser preußischer Offizier nicht entziehen.

Dass sich ein Oberlanddrost an diesen Ort bemühte, war schon verwunderlich; Reuter hätte eher mit einem Vertreter der vor zwei Jahren frisch gegründeten Mecklenburg-Strelitzer Landgendarmarie gerechnet. Vielleicht war in Stargard keiner anzutreffen gewesen, sodass sich der Adjutant gleich an die höchste Instanz gewandt hatte. Wie auch immer, man würde den Grund sicher irgendwann erfahren.

Doch bevor man überhaupt irgendetwas in Erfahrung bringen konnte, tauchte von rechts ein mit drei Männern besetzter Wagen auf. Reuter kannte sie allesamt. Als Kutscher betätigte sich Wilhelm Bahr, auf dem Doppelsitz hatten Medizinalrat Doktor Brückner, Reuters Hausarzt, und der Neu-Brandenburger Stadtrichter, Hofrat Doktor Müller Platz genommen. Dass Bahr beide so rasch hatte auftreiben können, ließ in Reuter die Vermutung aufkommen, sie könnten im Ratskeller gesessen haben. Das Pferd, das sich Bahr vom Mühlenbesitzer ausgeliehen hatte, war mit lockerem Zügel am Wagen befestigt und trabte hinterdrein. Über den Wagenrand ragte ein großer kastenförmiger Gegenstand: Wilhelms Kamera. Der von der Kunst der Fotografie nahezu besessene Bahr hatte doch tatsächlich rasch seine Ausrüstung geholt.

Der Oberlanddrost betrachtete die Neu-Brandenburger Honoratioren, zu denen man alle drei zählen konnte, mit gerunzelter Stirn. Reuter war ihm inzwischen so nahegekommen, dass die perfekte Rasur des Amtmanns auffiel. Man konnte förmlich die Schärfe des Rasiermessers sehen – und die Schärfe des Rasierwassers riechen.

Reuter musste schmunzeln, als ihm bewusst wurde, dass er und seine Freunde im Unterschied zu dem Stargarder Herrn Bärte trugen, und zwar solche, die diesen Namen auch verdienten. Damals, in seiner

Burschenschaftszeit, hatte der Bart als Zeichen von Opposition gegolten. Heute war er nur noch eine Mode oder Gewohnheit. Was von Kamptz über Bärte und ihre umstürzlerische Bedeutung dachte, konnte Reuter nicht wissen, aber die scharfe Rasur bedeutete womöglich etwas.

Das Schmunzeln verflog rasch aus Reuters Gesicht, denn er erinnerte sich, wo er sich befand und warum ein Arzt, ein Richter und ein Landrat überhaupt anwesend waren. Von Kamptz blieb stehen und wartete zweifellos darauf, dass man ihn genauer unterrichte, als es der Adjutant des Rittmeisters getan hatte. Bahr und die Doctores waren inzwischen ausgestiegen, Doktor Müller hatte einen Blick in die Runde geworfen, dann streckte er seinen Oberkörper und schritt auf von Kamptz zu.

»Guten Tag, Exzellenz«, sagte er mit einer angedeuteten Verbeugung. Als Hofrat hatte er selbst Anspruch auf die Anrede »Exzellenz«. Reuter hatte das Gefühl, dass Müllers Förmlichkeit übertrieben oder gar Ironie war.

»Guten Tag, mein lieber Doktor«, erwiderte der Oberlanddrost mit einer so falschen Liebenswürdigkeit, dass einem kalt werden konnte. Die beiden Herren waren ersichtlich keine Freunde, und dass von Kamptz nur den akademischen Titel benutzte, zeigte womöglich eine gewisse Verachtung. »Sie haben einen Arzt mitgebracht?« Er brauchte keine hellseherischen Fähigkeiten, um das festzustellen. Brückner hatte seine Arzttasche dabei. »Sehr umsichtig. Allerdings Ihre eigene Anwesenheit ... Ich will doch meinen, dass die Judenmühle zum Amt Stargard gehört.«

»Ich möchte darüber jetzt nicht streiten, Exzellenz. Es ist schon vor Jahren von der Großherzoglichen Kammer festgestellt worden, dass sich die Papiermühle auf der Feldmark der Vorderstadt Neu-Brandenburg befindet, worüber es Brief und Siegel gibt. Exzellenz kennen den Vorgang und all die Dokumente. Aber wie gesagt, ich möchte diesen Streit nicht wieder aufleben lassen, schon gar nicht bei einem solch traurigen Anlass. Hier wird jede Hand und jeder kluge Kopf gebraucht, und Herr Bahr«, Müller deutete zum Maler und Fotografen, der gerade die Kamera aus dem Wagen wuchtete, »hat nun einmal auch uns gerufen. Ihm schien es zu Recht geboten, nach Neu-Brandenburg zu kommen, auch wenn der Weg nach Stargard kürzer sein sollte, was auch erst festgestellt werden müsste. So, was ist denn nun eigentlich geschehen?«

Daniel Davidson – Reuter hatte gesehen, wie er bei dem Wort »Judenmühle« zusammengezuckt war – nickte allen zu, deutete in Richtung des von einer Jacke bedeckten Opfers und schickte sich an, die Männer dorthin zu führen. Alle folgten, bis auf Wilhelm Bahr natürlich, der sein Stativ aufbaute. Von Kamptz machte eine ausholende Handbewegung über den Teich und zum Stauwehr, dann sagte er wie nebenbei: »Es wäre ja auch denkbar, dass der Leichnam auf Stargarder Gebiet in die Linde geraten und dann in den Teich gespült worden ist.«

Niemand antwortete. Aber selbst Reuter, der sich bei Mühlen vor allem für die Gastwirtschaften interessierte, sofern sie eine hatten, kam sofort darauf, dass die Leiche niemals durch das geschlossene Wehr hätte gelangen können. Dass es geschlossen war, hatte er bereits festgestellt: Man konnte es gar nicht übersehen.

Schließlich wandte sich von Kamptz an den Rittmeister, behielt aber aus den Augenwinkeln auch Reuter und Siemerling im Blick, die nebeneinander gingen.

»Rittmeister, Sie waren als erster Auswärtiger an diesem Ort?«

»Ja«, bestätigte von Ritzerow. »Also ich und mein Gefolgsmann. Wir kamen aus Stargard und wollten nach Neu-Brandenburg, wo wir ein Zimmer reserviert haben.«

»Sie kaufen gute mecklenburgische Rösser für die ruhmreiche Armee Preußens?«

»Sie sagen es, Exzellenz.« Der Rittmeister strahlte, so sehr fühlte er sich als Angehöriger dieser »ruhmreichen Armee« geschmeichelt.

Bahr hatte inzwischen die schwere Kamera auf das Stativ geschraubt, was nach einer schweißtreibenden Tätigkeit aussah. Davidson, Müller und Brückner hatten Jacke und Plane erreicht, von Kamptz, Reuter, Siemerling und der Rittmeister waren ein paar Schritte zurückgefallen. Von Ritzerow schickte sich soeben an, dem Oberlanddrost zu berichten, was er beim »Annähern an die Mühle«, wie er es nannte, wahrgenommen hatte, da ging Doktor Brückner in die Knie und schlug die Jacke zurück. Genau in diesem Moment traf den kleinen nackten Leichnam ein Sonnenstrahl.

»Oh mein Gott!«, entfuhr es dem äußerlich so unnahbar wirkenden Oberlanddrost. Reuter blickte zu ihm und sah, dass er blass geworden war.

Nachdem Doktor Brückner das Kind betrachtet und abgetastet hatte, konnte er auch nicht mehr sagen, als dass es tot sei. Er erbot sich, in seiner Neu-Brandenburger Praxis eine Obduktion vorzunehmen, und schaute fragend zu Hofrat Müller, der zustimmend nickte. Weil der – obwohl doch gar nicht zuständige – von Kamptz sich offenbar übergangen fühlte, trat dieser seinerseits direkt neben das tote Kind; fast wirkte es, als wolle er es mit den Augen obduzieren.

»Die Frage ist natürlich, ob eine gerichtliche Untersuchung überhaupt notwendig ist«, sagte er.

»Wie meinen?« Doktor Müller schien aus allen Wolken zu fallen.

»Es könnte sich um eine Totgeburt handeln.«

»Das kann ich nicht ausschließen«, sagte Brückner und rückte seine Brille zurecht. Er trug keinen Bart, aber seine Rasur war nicht mehr so exakt wie die des hohen Beamten; man sah bereits ein paar Stoppeln am Kinn. »Nicht jetzt, sondern erst durch eine Leichenöffnung.«

»Selbst bei einer Totgeburt fragt man sich aber, wer die Mutter ist und warum sie das Kind dem Teich übergeben hat – so will ich das mal ausdrücken. Mir scheint eine gerichtliche Untersuchung en tous cas unerlässlich.«

»Bitte!« Von Kamptz runzelte die Brauen. »Sie sind ja verantwortlich. Was ist im Übrigen das?« Er deutete auf das Bein des Säuglings.

»Ein Hanfseil mit einem Knoten«, meinte Brückner irritiert.

»Nein, nein, daneben!«

Alle beugten sich nun tiefer über den Wurm, dessen Leib inzwischen getrocknet war und einen üblen Geruch zu verströmen begann, alle außer Davidson, dem die Sache ersichtlich immer stärker an die Nieren ging. Aber tatsächlich, vom Seil fast verborgen, war da noch etwas: ein winziges Silberkettchen mit einem Kreuzifix als Anhänger.

»Ein Christussymbol«, bemerkte von Kamptz.

Die Männer richteten sich allesamt rasch auf. Reuter versuchte in ihren Gesichtern zu lesen und hatte den Eindruck, dass sie alle unwillkürlich an ein und dasselbe dachten: An die Legende von den christkindermordenden Juden.

Die erste Frage, die Doktor Müller nach der Inaugenscheinnahme an den zurückgewichenen Davidson gestellt hatte, war die, ob jemand vom Mühlenpersonal schwanger gewesen sei. Dem Mühlenbesitzer war dergleichen nicht bekannt, er meinte aber, das hätte er ja sehen müssen. Von Kamptz machte ein nachdenkliches Gesicht, schwieg jedoch. Der herbeigerufene Papiermüllermeister Börner wusste ebenfalls nichts von Schwangerschaften.

Brückner hatte die kleine Leiche wieder zugedeckt, Börner rief den Knecht Harms herbei, damit dieser dem Arzt half, das Bündel zum Wagen zu schaffen. Hofrat Müller bat Davidson, alle Personen, die auf der Mühle arbeiteten und lebten, ins Haus zu rufen, damit er sie befragen könne. Inzwischen waren zwei junge Gesellen von ihrem Sonntagsausflug zurückgekehrt, die sich in der Nähe von Wilhelm Bahr beziehungsweise in der Nähe der Kamera aufhielten, denn von dem Fotografen waren nur die Beine und das Gesäß zu sehen; sein Oberkörper steckte in dem Entwicklungszelt, das er sowohl an der Kamera als auch am Stativ befestigt hatte. Davidson ging herum und zitierte alle ins Haus. Müller meinte zum Oberlanddrost, dass er ihn als erfahrenen Staatsbeamten gern bei der Befragung dabei hätte. Das war mehr als eine versöhnliche Geste, und von Kamptz lehnte nicht ab.

Weitere Personen durften bei der Interrogation selbstredend nicht anwesend sein, also schickten sich all diejenigen, die nichts mit der Papiermühle und ihrem Betrieb zu tun hatten, an, ihrer Wege zu gehen. Als Davidson, von Kamptz und Hofrat Müller an Bahr und seiner unhandlichen Apparatur vorbeikamen, konnte sich der Oberlanddrost eine Bemerkung nicht verkneifen: »Die Daguerreotypomanie gehört auch zu den maux de siècle!« Dass er die Fotografie für ein Gebrechen des Jahrhunderts hielt, zeigte deutlich, dass er kein Mann des Fortschritts war, was bei seiner Karriere nicht überraschte.

Bahr rief unter dem Zelt hervor, wo er sicher gerade mit Entwicklerflüssigkeiten hantierte: »Ich praktiziere die Daguerreotypie seit Jahren nicht mehr! Man kann keine Abzüge machen, und silberbeschichtete Kupferplatten sind nicht so billig wie Glas und Papier!«